



Sonntagsblatt für das deutsche Haus.

— ♦ Vorherbst. ♦ —

Weiche Morgengluten schäumen
Rosenfarben in dem Garten,
Wo der Aflern bunte Arten
Auf den Beeten seh'n und träumen.

Nur das Rauschen in den Blättern
Ist wie banges Atemholen —
Ach, bald wird der Stürme Johlen
In den Staub sie niederwettern.

Ch. Flossamp.

— ♦ Meine Wohnungssuche in Berlin. ♦ —

Humoreske von R. Eitzen.

(Nachdruck verboten.)

„Lang genug hab ich getragen, länger trag ichs nun nicht mehr,“ zitierte ich eines Tages voller Ingrim, als ich an meinem Schreibtisch saß und die Heldin des Romans, den ich soeben unter der Feder hatte, ihr Herz entdecken ließ. „Ob er wohl kommt?“ hatte Irmgard, so heißt nämlich die Heldin meines neuesten Romans, noch träumerisch vor sich hingeflüstert, bevor sie ihre Augen — natürlich sind sie blau, strahlend, langgewimpert — eingelullt von Sommerhitz und Waldesfrieden, zu leichtem Schlummer schloß, als es im Nebenzimmer Loschmetterte:

„Wie nahte sich der Schlummer,
Bevor ich ihn gesehn,
Ja, Liebe pflegt mit Kummer,
Stets Hand in Hand zu gehn —
Ob Mond auf seinem Pfad
wohl lacht?
Welch schön — he — he — ne
Nacht!“

Heiliger Weber, die Freischütz-Arie! Ich bin durchaus keine Barbarin; ich wehre diesen Vorwurf entschieden von mir ab, ich liebe Gesang sogar außerordentlich, — nur nicht den Gesang meiner Hausgenosfin, einer Dame, die entschieden kein Liebling der heiligen Cäcilie ist, und am wenigsten liebe ich Gesang dann, wenn meine Heldin

in anmutiger Pose auf einer Moosbank schlummert. Mer — „lerne leiden ohne zu klagen“; das schöne Wort sollte auch für mich gesprochen sein. Ich biß die Zähne zusammen und schrieb weiter. Aber nur wenige Zeilen, dann ließ ich die Feder kraftlos sinken.

„Zu dir hob' ich meine Hände,
Herr ohne Anfang und ohn
Ende“,

wimmerte es nebenan in langgezogenen Tönen. Auch ich hob meine Hände, aber nur um sie recht fest auf meine Ohren zu legen. Da das nicht half, warf ich die Feder wütend zur Erde und mich selbst auf die Chaiselongue, wo ich meinen Kopf tief in das weiße Bärenfell wühlte.

Nun, alles im Leben nimmt ja gottlob ein Ende, also auch die Freischütz-Arie. Fräulein Schulz, so heißt die Dame, bei der ich mein bescheidenes Domicil inne habe, muß doch erschöpft sein, vielleicht wird sie sogar nach dieser Kraftleistung ihres Kehlkopfes für ein paar Tage, vielleicht sogar für ein paar Wochen, heiser. Ich rieb mir vergnügt die Hände, hielt aber gleich darauf erschreckt inne. Nun verdirbt mir Fräulein Schulz' Gesang noch gar den Charakter! Rot vor Scham nahm ich die Feder vom Fußboden auf und



Vergebliche Mühe. Von John Cheele.

schob meine Schreibmappe zurecht. Meine Irngard sitzt noch immer im Waldesdämmern auf einer Moosbank; man soll es gleich erlöset werden, das arme Kind. — Der Hund, der zu ihren Füßen lagert und mit wachsamem Augen umherspäht, wird unruhig, knurrt, springt auf. Das Gebüsch teilt sich, Hans, der heimlich Geliebte, steht vor dem bebenden, errötenden Geschöpf, das ihn noch traumbevangen anstarrt. Hans — ich denke mir die Situation poetisch, so dornröschenartig — macht einen Schritt auf sie zu. —

„Entflieh mit mir und sei mein Weib,“ fordert im Nebenzimmer eine Stimme im höchsten Diskant. Entsetzlich! Nein, das geht nicht länger, Fräulein Schulz; meine Anwartschaft auf die Unsterblichkeit lasse ich mir von Ihnen nicht rauben! Ich ziehe aus, das bin ich der Wit- und Nachwelt schuldig! Und sofort kündige ich und in aller Form, schriftlich und rekommandiert, sonst lasse ich mich wieder durch liebliche Redensarten und — meine Scheu vor der Unbequemlichkeit des Wechsels überlisten.

Es war überhaupt, wenn ich ganz offen sein soll, nicht alles zwischen mir und Fräulein Schulz gerade rosig. Sie hatte mich allerdings, als ich vor nun bald Jahresfrist zu ihr gekommen war, sehr liebenswürdig empfangen. Sie war mir in meine Räume vorangeschwebt und hatte Rosenblätter gestreut, was ich damals sehr poetisch und rührend gefunden hatte. Nur hatte es mich ein wenig gestört, daß es dabei immer wie neckisches Flüstern und Lachen an mein Ohr geklungen war. Erst später mußte ich das zu deuten. Ein kleiner Kobold war es gewesen, ein solcher, wie ihn nur die Berliner Kolonie züchtet, und der hatte gewispert: „Du ahnst es nicht!“ nämlich, daß die Dornen von den Rosen fein aufbewahrt sind und Dir keineswegs borenthalten bleiben.

Nun, ich will nicht indiscret sein, es nicht verraten, daß das neckische Geistchen recht hatte, daß ich die zu den Rosenblättern gehörigen Dornen wirklich so peu à peu zu kosten bekam; nur so viel will ich sagen, daß ich seit dieser ereignisreichen Stunde Fräulein Schulz in meiner Phantasie nicht mehr von Aurora, der rosenfingerigen Göttin zu trennen vermag. Leider! Früher habe ich das wunderschöne Bild von Guido Reni sehr geliebt, jetzt bekomme ich Nervenichauer, wenn ich es sehe. Einer meiner Schwäger, sonst ein recht lieber Mensch, was man bekanntlich nicht immer mit gutem Gewissen von seinen Schwägern behaupten kann, schenkte mir das Gemälde vor kurzem zum Einzug in mein neues Heim, eine Aufmerksamkeit, die mich fast eine Ohnmacht kostete. Nun, ich habe mir vorläufig einen grünseidenen Vorhang darüber anbringen lassen und hoffe, ich gewöhne mich wieder nach und nach an den Anblick.

Also mein rekommandierter Kündigungsbrief war abgesandt, Aurora verbarg sich fortan für mich hinter Wolken, und ich ging auf die Wohnungssuche.

Ich fing die Sache sehr rationell an, hüllte mich schon zu früher Morgenstunde in mein neues, dickes Frühlingkostüm, natürlich Hut, Schirm und Handschuhe dazu passend — man muß den Leuten nämlich von vorherin auch äußerlich imponieren — durchstöberte im Kaffee Klose bei einer Tasse Mokka den Wohnungsanzeiger, die Wossische, den Lokalanzeiger usw., machte Notizen und folgte dann, mit Hilfe der Elektrischen, dem Zuge nach dem Westen. Es geschah höchst siegesgewiß. Glücken würde es mir schon; ich gebrauchte zwei ruhig gelegene Zimmer, sympathische Umgebung, das war alles. Gerade abstoßend pflege ich, wenn ich von meiner bescheidenen Person sprechen darf, nicht zu wirken, in dem neuen Kostüm sah ich sogar sehr respektvoll aus, und dann, — mein Gott, man ist doch Schriftstellerin, noch dazu eine, von der soeben ein Buch in einem wohlrenommierten Verlage erschienen ist. Ob die Leute wohl sofort, wenn sie meinen Namen hören, wissen, wen sie vor sich haben? Sicher doch; mein Buch steht in allen Auslagen der Buchhandlungen — ich vergeudete übrigens entsetzlich viel Zeit damit, es jedesmal unter den zahlreichen andern frischen Geistesblüten heraus zu finden — und gute Besprechungen brachte es mir auch ein. Ohne diesen Nimbus als Schriftsteller würde mich natürlich kein Mensch kennen, noch dazu, da ich erst vor einem Jahre von Ostpreußen nach Spreethen eingewandert bin. Am Rollendorfsplatz sprang ich vom Wagen.

Die erste Adresse in meinem Notizbuch, dem Ariadnesfaden, den meine Hand krampfhaft festhielt, wies nach der Kleiststraße. Ein schönes Haus, wahrhaftig! Wundervolles Vestibül, Statuen, Palmen, Draperien, Smyrna auf den Stufen, wenigstens in der Bel-Étage. Mein Schönheitsfium fühlt sich außerordentlich geschmeichelt, meine Phantasie treibt ein großes Bouquet duftender Blüten. Ich bin nämlich ein Stimmungsmensch, auf den die Umgebung außerordentlich einwirkt. Als ich am Ziel, das heißt an einer Thür angelangt war, die den Namen einer Frau Doktor Richter auf einem Porzellanschildchen zeigte, war eine ganze Novelle in meinem Kopfe entstanden, ein Faktum, das freilich in bezug auf die dazu verwandte Zeit nicht eben wunderbar zu nennen war. Wenn man außer dem Gochparterre, das seine wohlgezählten 15 Stufen hat, noch vier Treppen bewältigen muß, außerdem in dem Alter steht, wo die schlanke Grazie gewöhnlich der voluminöseren

Würde höflich Platz zu machen beginnt, findet man schon Muße dazu.

Ein kleines Dienstmädchen von merkwürdig zerzaustem Aussehen öffnet, nimmt meine Karte in Empfang und geleitet mich in ein großes Zimmer, das außer einer erstaunlichen Anzahl von bunten Papierfächern und Photographien, die überall, an möglichen und unmöglichen Stellen, angebracht sind, nichts besonderes aufweist. Ich warte ein paar Minuten, dann öffnet sich eine Seitenthür, eine ältere Dame kommt mit meiner Karte in der Hand herein und sieht mich wohlwollend an.

„Ah, Fräulein Thorsten, wie angenehm!“

Ich erröte vor freudigem Stolz. Natürlich hat sie mein Buch gelesen.

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau! Sie kennen mein —“

„Natürlich, liebes Fräulein, kenne ich Ihren Namen. Ich bin Königsbergerin und habe viel im Hause des Kommerzienrat Thorsten verkehrt. Der Herr ist doch sicher ein Verwandter von Ihnen?“

Ich bejahe kleinlaut und komme auf den Zweck meines Besuches. Ja, Zimmer sind vorhanden, ganz nette, wohnliche, wie ich mich durch den kurzen Augenschein überzeuge; aber ich bekäme als Nachbarinnen zwei Musikliebenden, reizende, außerordentlich fleißige, junge Damen, wie Frau Doktor rühmend hervorhebt.

„Nein, gnädige Frau, das ginge doch nicht. Ich bin Schriftstellerin und gebrauchte Ruhe.“

„So, so! Du lieber Himmel, wie sind Sie darauf gekommen? Das muß doch recht schwer sein. Ist denn auch schon was von Ihnen gedruckt?“

Eine Antwort wurde nicht abgewartet; mit Grüßen an den Onkel beladen bin ich draußen. Aber ich ärgere mich nicht. Die Frau nimmt gewiß außer ihrer „Schnellflücker“ nie ein Buch zur Hand, sie hat auch entschieden etwas sehr hausbackenes in ihrem Wesen. —

Nun also weiter nach dem Dützowplatz und den anstoßenden Straßen, wohin eine ganze Seite meines Notizbuches zeigt. Wieder drei himmelhohe Treppen hinauf, dieses mal ohne Phantasiegebilde als Begleiter. Eine hagere Dame mit dunklen stechenden Augen öffnet mir die Thür und sieht sofort hinreichend freundlich aus, als ich ihr den Zweck meines Kommens nenne.

„Das trifft sich ja prächtig, gnädiges Fräulein! Zum ersten April werden zwei Zimmer bei mir frei, Sie können Sie haben. Aber wollen Sie nicht vorerst in meinen Salon eintreten?“

Ah, das ist wirklich ein Raum, den man sich als Heim gefallen lassen kann. Schöne Gemälde an den Wänden, in einer Ecke aus grünen Palmen hervorleuchtend ein Antionus-Kopf aus edlem Marmor, moosweiche Teppiche, malerisch verteilte, zierliche Boulemöbel, überall bequeme und originelle Sitzgelegenheiten.

Die Thür nach der breiten, mit blühenden Topfgewächsen dekorierten Loggia ist offen, wir nehmen dort in den grünen Korbfesseln Platz.

„Nicht wahr, die Aussicht hier oben ist köstlich?“ beginnt Frau von Waldow die Unterhaltung. Sie hat recht, der Blick über den Dützowplatz mit seinen Rondels, auf denen Bäume und Sträucher wie von zarten, grünen Schleiern umhüllt stehen, mit seinem frischen Rasen und den Blumenrabatten, der durcheinanderwimmelnden Kinderchar, den Spreewälderinnen in den kurzen, leuchtend roten Röcken, den hin- und herflutenden Passanten ist von hohem Reiz.

„Hier können Sie weilen, gnädiges Fräulein, so oft es Ihnen beliebt — freilich, wenn ich Besuch empfangen würde es Ihnen wohl nicht verlockend erscheinen — und auch der Salon steht ab und zu zu Ihrer Verfügung. Ich glaube, es wird Ihnen schon bei mir gefallen, Fräulein — Pardon, wie ist doch Ihr Name?“

„Thorsten, gnädige Frau.“

„Thorsten?“ Sie schlägt die weißen, gepflegten Hände in einander. „Doch nicht die —?“

„Schriftstellerin! Gewiß,“ ergänze ich mit bescheidenem Lächeln. Frau von Waldow sieht mich verständnislos an.

„Schriftstellerin? Nein, ich meine die Tochter des Kommerzienrates Thorsten in Königsberg, den ich genau kenne. Mein verstorbener Mann stand nämlich lange bei den Kürassieren dort, und wir verkehrten viel in dem gastlichen Hause.“

Ich erhob mich. „Der Herr ist mein Onkel, gnädige Frau; aber wollen Sie nun nicht die Güte haben, mir die fraglichen Räume zu zeigen?“

Sie lächelte wieder so bezaubernd freundlich, daß das Meisterwerk des Zahnarztes, welches gleich meine Bewunderung erregt hatte, in seiner ganzen Pracht zwischen ihren schmalen Lippen sichtbar wird.

„Aber mit Vergnügen, Fräulein Thorsten! Und wie gesagt, Salon und Loggia stehen gern zu Ihrer Verfügung.“

Ich sah sie erstaunt ob dieser dringlichen Versicherung an, wunderte mich aber nicht mehr, als ich die für mich in Frage kommenden Zimmer besichtigte.

Die Räume gingen nach Norden auf einen engen, von hohen Mauern umschlossenen Hof hinaus, und waren so unfreundlich, kühl und düster, daß mir unwillkürlich der alte Kinderreim durch den Kopf summt:

„Im Keller ist es dunkel;
Wie sollt es da nicht dunkel sein,
Da scheint nicht Sonn', nicht Mond hinein.“

Frau von Waldow sah mich fragend an.

„Nicht wahr, gnädiges Fräulein, wie geschaffen zu einem buen retiro? — Ich irre mich doch nicht, Sie meinten doch vorher, daß Sie schreiben oder sich als Poetin versuchen wollen? Nun, sagen Sie selbst, können Sie sich etwas Besseres, etwas Heimlicheres und Ruhigeres wünschen? Und dann der Salon und die Loggia, wo wir zusammen in Königsberger Erinnerungen schwelgen können.“

„Ich wollte mir die Sache noch überlegen,“ sagte ich, lief eilends die Treppen hinunter und geradeswegs in die Maackstraße, wohin die nächste Notiz meines Büchleins wies. Wieder drei Treppen! Unter diesen scheinen es die Damen, die mir möglicherweise ein Asyl gewähren könnten, nicht zu thun.

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan,“ zitierte ich mit versagender Stimme, als ich meinen Aufstieg beendet habe und mich entsetzt an die Wand lehne, bevor ich Einlaß heischend klinge. Aber gleich darauf pralle ich entsetzt zurück.

„Männchen, nimm doch die Mädchen mit,“ schallt es in unerbittlichem ostpreussisch an mein Ohr. „Sie muß gleich in die Spielschul, und die Marzell hab ich nach Schmant geschickt.“ Und dann verhallend: „Wart einen Augenblick, Duchen, ich zieh ihr bloß das Mantelchen an und hänge ihr das Frühstückorbchen um.“

Gott im Himmel! Ist denn ganz Ostpreußen ausgewandert, nur um mir Zimmer zu vermieten?

Und ein Männchen ist auch im Hause?

Ich wandte mich zur Flucht und ging einige Häuser weiter, um eine verwitwete Geheimrätin, die hübsche, parterre gelegene Zimmer in einer Gartentwohnung zu vergeben hat, aufzusuchen. Das ist hoffentlich etwas für mich; die Freuden des Treppensteigens habe ich vorläufig genügend genossen, ich verzichte fürs erste großmütig darauf, und ich denke es mir entzückend poetisch, vor

meinem Schreibtisch aus den Blick zu grünen, rauschenden Baumwipfeln erheben zu können. Und der würzige Laubgeruch und die Vogelstimmen! Und die Schmetterlinge, welche die Blüten umgaukeln und sich wonnig rausch trinken, und die gelben Bienen, die sich auch in die duftenden Kelche versenken, aber nur, um sie schwer beladen wieder zu verlassen.

Die losen Falter, das sind die Poeten, die Künstler und Augenblicksmenschen; die Bienen sind behäbige Philister in gelben Westen, die hübsch an die Zukunft denken. Und die Mücken und die grüngoldenen Fliegen, die wie Lichtfunken um die Linde tanzen — es stand nämlich mittlerweile ganz fest bei mir, daß es Lindenzweige sind, die mit grünen Fingern an mein Zukunftsfenster pochen. —

Ich hatte mechanisch auf den Knopf der Korridorloge gedrückt und weiß darum noch heute nicht, welche Rolle ich den Mücken und Fliegen zugebacht, denn das Öffnen der Thür unterbrach jäh meinen Sdeengang. Ein Mädchen, dessen eine Gesichtshälfte entsehrlich verschwollen war, was ihr zu ihren sehr runden Augen — eigentlich verfügte sie augenblicklich nur über eins, das andere hatte sich bescheiden hinter dem dicken Wulst der kranken Wacke zurückgezogen — ein höchst groteskes, die Lachmuskeln geradezu unverantwortlich aufreizendes Aussehen gab, stand auf der Schwelle und sah mich, die Hand am Gesicht, mitleidig an.

„Gnädige Frau sind ausgegangen und kommen erst in zwei Stunden wieder,“ rapportierte sie mit etwas undeutlicher Stimme.

Ich nannte mein Anliegen und sprach den Wunsch aus, die offerierten Räume in Augenschein zu nehmen.

Wunderbarerweise erhellte sich das Zofengesicht bei diesen Worten, wodurch es freilich keineswegs verschönt wurde.

Ich bin sonst durchaus nicht gefühllos, im Gegenteil, mir kommen sogar die Thränen ins Auge, wenn ich irgend welche schreckliche Leiden auf die Kinder meiner Phantasie heraufbeschwöre, aber hier konnte ich nicht anders; ich mußte mein Taschentuch an den Mund drücken, um nicht hell aufzulachen. Doch gleich darauf duckte sich die Bestie in mir schamhaft, und ich fragte mitleidig: „Sie haben wohl Zahnschmerzen, liebes Mädchen? Sie müssen zum Zahnarzt.“

Sie sah mich erbarmungswürdig aus ihrem rechten, verschwollenen Augenspalt an und seufzte: — natürlich seufzte sie ostpreussisch, ich hätte mich auch gewundert, wenn es anders, entweder schlesisch, sächsisch oder schwäbisch geschehen wäre — „Ach, Herr Jeseß, Fräuleinchen, was soll mir der Zahnarzt? Ich hab's ja schon mit die Zähne seit Micheli, wo ich hier im Dienst bin. Ich bin ja schon öfter bei ihm gewesen, er wohnt ja gleich hier um die Aa, aber er sagt, in diese Wohnung sagt er, wird's schon nicht besser. Es ist rheumatisch, er sagt, von die Feuchtigkeit. Ich wollt ja auch gleich kündigen; aber die gnädige Frauchen sind ja soweit ganz nett, und zugelegt haben sie mir auch.“

Sie hielt inne, fuhr plötzlich mit der Hand an die dicke Wacke und sagte dann wimmernd: „Aber so wie mein Jahr um ist, mache ich doch wieder zurück nach Behlau. Es gefällt mir dorten viel besser als hier. Im Sommer der scheene Pferdemarkt mit die vielen Buden auf die Schanz und das Schützenfest. Und denn ist dort auch nicht so viel Menschheit wie hier.“



Die Enthüllung der Gedenktafel für die in China gefallenen Mannschaften in Kiel.

„So, so!“ Also feucht ist die Wohnung! Eigentlich kein Wunder; die Fenster des übrigens recht behaglichen Zimmers, welches ich mittlerweile betreten hatte, waren nur einige Fuß vom Parquettboden entfernt. Aber dann konnte man vielleicht durch dieselben bequem in den Garten hinein. Mit Hilfe einer drauhen angebrachten Bank muß sich das doch selbst für eine Dame leicht bewerkstelligen lassen. Ich zog die Stores zur Seite, auf jeden Fall wollte ich die alte Linde grüßen. Ich hob den Blick: ein Stückchen Himmel zwischen steilen, grauen Wänden. Ich ließ ihn sinken — ein quadratförmiger Rasen in bescheidener Ausdehnung, im Mittelpunkt desselben eine gräßlich plumpe Frauengestalt aus grauem Sandstein, wahrscheinlich, wenn das Unbestimmbare in ihrer Hand denn wirklich Blumen sein sollten, eine Flora; in den Ecken, in ängstlicher Symmetrie, vier verkrüppelte Obstbäumchen, die ihre schwarzen, noch kahlen Arme anklagend gegen die hohen Mauern hoben, die ihnen so unbarmherzig Licht und Luft raubten. Zwischen den Baumkrüppeln schmale Blumenrabatten mit einer Einfassung von aufdringlich weißen Austeruschalen. Natürlich fehlte auch in diesem sogenannten Garten die famose Glaskugel auf der Säule nicht, ein Anblick, bei dem jeder fühlende Mensch sich schauernd abwendet.

Ich drehte mich energisch nach der noch immer leise wimmernenden Küchenfee um.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Rike. Nicht wahr, Sie heißen Rike?“

Sie nickte wehmütig mit dem Kopfe.
(Schluß folgt.)

Im Manöver.

Skizze von H. Du Plessac. Autorisierte Uebersetzung von U. Friedheim.

[Nachdruck verboten.]

Aus dem Tagebuche eines Offiziers.

6. September.

Keine Spur von dem kleinsten Erlebnis. Ich habe grausam viel Staub geschluckt, weil ich am Ende der Kolonne ritt. Es ist furchtbar heiß. Wir brechen bei Tagesgrauen auf, und wenn wir ins Quartier kommen und der Dienst aus ist, dann schläft alles den ganzen Nachmittag . . . bis jetzt ist es wirklich nicht sehr amüßant! Mir macht das aufs Unbestimmte in den Tag hineinleben aber doch Spaß, wenn man des Morgens aufsteht, weiß man nicht wo man sich am Abend zur Ruhe legen wird. Die wichtigste Frage ist immer das Bett. Dreimal ist die Frage schon an mich herangeraten. Das erste mal im „Lindenschloß“, wahrhaft fürstliche Aufnahme des Hausherrn. Am zweiten Tag in einer Dorfwirtschaft . . . O, unzählige Mitbewohner . . . habe schließlich auf dem Stuhl geschlafen. Dafür war das gestrige Quartier wieder ein sehr gutes und zwar bei einer prächtigen alten Frau in einem reizenden kleinen Haus. Die gute Frau hat mich mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Sie schien nur unangenehm berührt, als ich ihr gestehen mußte, daß ich ihren Sohn, der Wachtmeister bei der Infanterie ist, nicht kenne. Ja mein Gott, ich kann doch nicht alle Wachtmeister bei der ganzen Armee kennen!

7. September.

Heute Morgen war ich sehr guter Laune als ich aufwachte, und als ich auf „Fuchs“ sah, da habe ich wahrhaftig, glaube ich, ein Liedchen geträllert. Sollte ein unbestimmtes Etwas in der Luft liegen, das den Menschen erraten läßt, ob der Tag gut oder schlecht für ihn verlaufen wird? Ich war heute Morgen ganz sicher, daß mir etwas Angenehmes begegnen müßte . . . und es ist auch so gekommen.

Immer Ruhe und von Anfang an mit allen Einzelheiten berichtet. Diesen Tag muß ich in späteren Jahren wieder durchlesen können, es darf nichts davon in meinen Tagebuchblättern fehlen.

Er fing schon ganz poetisch an. Bei Sonnenaufgang sah der Himmel aus wie eine große Malerpalette, vom zartesten Blau bis zum Rosenrot war alles vertreten. Kein Pinsel hätte die Pracht wiedergeben können. Ich war auch gerade an der Spitze der Kolonne. Ein Glück kommt ja nie allein! Kein Staub und weit genug von den übrigen voraus, um nicht das recht öde Gespräch der Kameraden zu hören.

Herrlich war der Morgen! Alles so taufrisch, so unberührt, als wenn die ganze Pracht der Natur sich nur für mich entfalten wollte. Am Wegrand glänzte jeder Grashalm und ein leises Wogen ging durch den Morgenwind darüber hin. Große rote Aesfelder hoben sich scharf gegen den goldgelben Roggen ab. Am Horizont sah man als dunkle Linie den Wald, der noch nicht von der Sonne getroffen wurde. Ueber den Tannenspitzen zogen leichte Nebelstreifen. Aus dem Kornfeld stieg die Lerche trillierend in die Höhe, und dicht neben mir schwirrte ein Haselhuhn mit gellendem Schrei auf, sodaß „Fuchs“ ganz erschreckt zur Seite sprang.

Um 10 Uhr rüdten wir ins Quartier, ein größeres Kirchdorf mit geraden sauberen Straßen. Die Bewohner kamen mir gleich freundlich und angenehm vor. Ueberall waren schöne alte Bäume und Blumen vor den Häusern. Wichtig im Grünen lag der Ort. Auf dem Kirchplatz empfing uns der Bürgermeister selbst, der mit dem Quartiermeister am Tage vorher alles Nötige verabredet hatte, und das war um so wichtiger, weil wir hier Halt machen sollten, zwei Nächte und ein ganzer Ruhetag.

Mein Quartierzettel lautete auf den Notar des Ortes, und man zeigte mir sein Haus, welches dicht bei der Kirche lag. Nachdem meine Leute und die Pferde versorgt, begab ich mich dorthin. Schon von außen gefiel mir das Haus. Ein zweistöckiges Gebäude, ganz mit Kletterrosen bedeckt, die von den Balkons in langen Ranken herabwehten. Bei meinem Anblick geriet die ganze Schreibstube in Aufregung, alle kamen in den Hausflur, um den Dragoneroffizier in der Nähe zu sehen. Der Notar kam herbei, ein dicker, kleiner Herr, mit einem freundlichen rosigen Kindergesicht, der mir ein fröhliches Willkommen bot. Ich wurde auf mein Zimmer geführt; ein wahres Schmuckkästchen! Alles in rosa Cretonne, zwei Fenster nach dem großen Garten hinaus, hübsche Möbel aus hellem Holz, schneeweiße Gardinen um das Himmelbett, auf den Bordbrettern und dem Kaminsims eine Fülle von Nippfachen, allerliebste Dingelchen, nirgends ein Stäubchen. Es war mir ordentlich unangenehm, mit meinen derben Stiefeln auf das blankte Parkett zu kommen.

„Herr Leutnant,“ sagte mein Wirt, „ich hoffe, daß Sie uns die Freude machen werden, unsere bescheidenen Mahlzeiten mit uns zu teilen, so lange Sie hier sind . . . meine Frau und Tochter werden darüber ebenso erfreut sein, wie ich!“ . . . Sollte sich da das geträumte Abenteuer finden?

Wahrhaftig, jetzt, wo ich das schreibe, glaube ich es fast! „Elsa“

ist 22 Jahre alt, hat prächtige dunkle Haare und große dunkle Augen, in denen es von Leben und Geist nur so sprüht. Sie ist groß und schlank, eine prächtige Figur. Nicht solch ein kleines blutarmes Pierpüppchen. Sie ist nicht eine vollkommene Schönheit, aber entzückend; ein Künstler würde vielleicht manches aussetzen haben . . . aber ich möchte den sehen, der eine einzige Stunde mit ihr plaudert und nicht ganz von ihr bezaubert ist und sie reizend findet!

Ich thue es jedenfalls! Wie kommt ein Notar in einem weltabgeschiedenen Nest zu solch einer Tochter! . . . geistig bedeutend! Ihre Stimme klingt wie Musik. Ihr Lächeln ist reizend. Man hat sofort das Empfinden, daß sie einen voll versteht, selbst wenn man seine Gedanken nicht ganz in klare Worte ausdrücken kann. Wahrhaftig, sie ist überall beschlagen. Wir haben über Pitteratur und Kunstgeschichte gesprochen, von dem Leben in der Großstadt und von der Landwirtschaft ist die Rede gewesen, ja sogar von der Mode und ihren Launen. Nichts, wo sie nicht Bescheid wußte, und welche richtige Auffassung, welches Verständnis, welche Reife des Urteils und dabei doch diese jugendliche Frische und Lustigkeit!

Ach! welch herrlicher Abend und welch reizendes Geschöpfchen! Wie recht ich hatte, als ich mich so auf das Manöver freute, da ich „sie“ dabei kennen lernte . . . ich bin 27 . . . viele Offiziere in meinem Alter sind schon verheiratet . . . Tochter eines Notars . . .

Und inzwischen sitze ich an ihrem Schreibtisch, in ihrem Zimmer! Ja, ich habe das von meinem Burschen gehört, der weiß von dem Mädchen, daß dies das Zimmer des „gnädigen Fräuleins“ ist. Hier lebt sie; ihre schönen Augen streifen über alles hin; diese Nippfachen werden jeden Tag von ihr berührt. Jeden Morgen sieht sie von ihrem Fenster den Garten, den ich jetzt betrachte. Es ist mir gerade, als wenn ich sie sehe, höre, ihre Nähe spüre, hier in diesem Raum! Als ich erfuhr, daß ich ihr Zimmer inne habe, wollte ich fort, weil mir der Gedanke, sie vertrieben zu haben, schrecklich war. Dann aber überkam mich der Egoismus, die Freude, daß ich armer Zugvogel hier in diesem lauschigen Nestchen mich aufhalten kann!

Ernstlich erwogen! Ich habe ja manche Dummheit gemacht, aber es bleibt mir doch noch immer eine ganz nette Summe, außer meiner OffizierschARGE . . . ich werde schon Karriere machen. Mit 30 Jahren kann ich Hauptmann sein. Ich habe einen guten Namen . . . warum nicht? Werde ich je wieder einer Elsa begegnen?

8. September . . .

Ach! In demselben Zimmer, in ihrem Zimmer, an ihrem Schreibtisch, wo ich gestern freudig bewegte Gedanken voller Hoffnungen auf die Zukunft niederschrieb, muß ich heute Mutlosigkeit und bittere Enttäuschung dem Papier anvertrauen.

Und doch! wie schön war der gestrige Tag! Nach dem Frühstück schlug ihr Vater einen Waldspaziergang vor; bei langem Wandern, in welchem es mir war, als wenn ich sie immer gefannt hätte, habe ich noch mehr als am ersten Tage alle Herzens- und Geistes Eigenschaften von Elsa würdigen können. Immer hatten wir dieselben Anschauungen über Menschen und Dinge. Und wie sie das sagte, was sie sagte, welch inniges Empfinden, ein poetischer Hauch ging von ihr aus. Ich bin ganz berauscht von dem Spaziergang heimgekommen.

Nach dem Abendessen war ich mit ihr allein im Garten. Es war prächtiger Mondschein, die Luft so lind und weich. Ich schritt neben Elsa, entzückt von ihrer Nähe, und wir sprachen von dem Soldatenleben, von der Armee. Ich war erstaunt, welche genaue Kenntnis sie von der militärischen Organisation besitzt, es ist gerade, als hätte sie sich speziell damit beschäftigt. Doch leider wurde es spät, wir mußten ins Haus, denn morgen früh 4 Uhr rücken wir aus. Ehe wir aber in den Lichtkreis des Hauses kamen, konnte ich mich nicht mehr bezwingen, das Herz klopfte mir zum Herspringen, ich griff nach Elsas Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Gnädiges Fräulein, ich muß fort . . . mir würde das Scheiden nicht so schwer werden, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie sich auch dieser beiden Tage erinnern würden, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden . . . und wenn ich Sie eines Tages wiederssehen dürfte.“

„Gewiß Herr Leutnant, war ihre Antwort, „ich werde gern an die angenehmen Stunden denken und der Zufall des Garnisonlebens wird uns vielleicht auch mal ein Wiedersehen bringen . . . denn ich gehöre auch bald dazu. Hat Ihnen mein Vater nicht gesagt, daß ich mich anfangs Oktober mit Herrn Robert Martin, Hauptmann bei der Artillerie, vermähle? Also auf Wiedersehen, Herr Kamerad.“ . . . Das ist das Ende von meinem Roman! 36 Stunden hat er gerade gedauert! Wenn Elsa morgen ihr Zimmer wieder in Besitz nimmt, wird sie ahnungslos sein, was ich darin gelitten habe! . . . Ich glaube, ich habe genug von meinen Tagebuchblättern! . . .



[Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.]

An der Börse. Von Ferdinand Brütt.

Das Pflegekind.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

„Ja!“ sagte Minja, „der aus Richters Variété. Haben Sie nicht sein Bild an den Anschlagssäulen schon gesehen? O, das ist ein eleganter Herr. Mutter sagt, alle Artistinnen sind immer ganz verliebt über ihn.“

Mit altklugen und doch so unschuldigen Kinder-Augen schaute sie zu Nettchen auf.

„Papa muß ihm auch die Hälfte von der Einnahme geben,“ fuhr sie fort, „das verlangt Herr Seitre. Er ist schon in Moskau gewesen und in Wien. Und in Paris glaub' ich ist er geboren.“

Nettchen hörte dem kindlichen Geplauder mit gespannter Aufmerksamkeit zu. In ihrer Phantasie verdichtete sich sofort alles, was Minja erzählt hatte, zu einer ergänzenden Historie. Das Glänzende, das in der Schilderung von Herrn Seitres Persönlichkeit lag, zog sie sofort an, und rasch ging sie nun mit Minja der Wirkstube zu, um den Angekommenen näher in Augenschein zu nehmen.

Der junge Mann stand inmitten des Zimmers, von dem Kreise der Artisten dicht umgeben.

Sie reichten ihm kollegialisch die Hände, aber nur die wenigsten davon ergriff er, um sie flüchtig zu schütteln. Es war ihm nicht möglich, auf die vielen, zu gleicher Zeit an ihn gerichteten Fragen zu antworten. Er war von der raschen Fahrt noch erhitzt. Sein bleiches, hageres Gesicht schimmerte feucht an den Schläfen; seine Brust, über der er eine Lawn-tennis-Bluse mit rotem Gürtel trug, atmete rasch und bei jedem Atemzuge konnte man die meisterhaften Linien seines Körpers verfolgen.

„In 21 Stunden die 250 Kilometer von Berlin nach hier?“ rief der artistische Leiter, dieser kleine Mann, der die Programme entwarf und die Couplets dichtete, die sein Weib allabendlich zum Vortrag brachte. „Freund, das ist eine Leistung, die wir begreifen müssen. Mariechen,“ wandte er sich an seine Frau, die eben wieder durch das glücklich schmalzende Kind an ihrer Brust bewies, daß sie Coupletingen nicht als den Hauptzweck ihres Lebens auffaßte, „sieh, da ist Herr Seitre, mit dem Du in Breslau zusammen im „Simmenauer“ engagiert warst, und später in Posen. — Auch in Richters Variété,“ fügte der kleine Mann gegen die anderen gemeldet enthusiastisch hinzu, „bildeten Herrn Seitres Nummern die Hauptanziehungskraft des Programms.“

Während dieser Rede hatte der junge Franzose es sich bequem gemacht; er legte den roten Gürtel ab, strich das weiße Flanellhemd glatt, und fuhr mit einem kleinen Kamm über sein nach englischer Mode total glatt frisiertes Haar.

Darauf zog er einen Spiegel aus der Tasche, blickte flüchtig hinein und strich mit einer winzigen Seidenbürste über die bestaubten Mähte seiner langen, weiten, weißen Weinkleider.

Raum hatte er mit den paar Strichen, die seinen äußeren Menschen blitzschnell verschönten, geendet, als er mit einem raschen Wurf Spiegel, Bürste und Kamm in die Luft fliegen ließ, worauf er alle drei mit nonchalance im Ärmel seines Flanellhemdes auffing. Darauf nahm er ein türkisches Pfeifchen aus der einen, eine Zigarre aus der anderen Brusttasche, schleuderte erst das Pfeifchen in die Höhe, dessen Mundstück er sofort bequem mit den Zähnen auffing; darauf die Zigarre, die beim Niederfallen prompt mit der Spitze in die Pfeifenöffnung flog.

Alle lachten und riefen Beifall. „Haben Sie nicht gelesen,“ fragte der junge Mann in seinem gebrochenen, scharfen Deutsch, „daß ich mich habe ausgebildet neuerdings als Salon-Songleur? Im „Artifist“ haben großer Artikel gestanden? Ich bin noch in Übung. Aber wenn ich werde vollkommen fertig gelernt sein, ich werde sein der erste Salon-Songleur der Welt.“

Er hatte diese Worte mit Erstaune gesprochen. In seinem gleichgiltigen, kühlen, hageren Gesicht glühte fanatischer Ehrgeiz.

„Nach der Probe, die Sie uns gegeben haben, kann niemand mehr daran zweifeln. Sie sind ein toller Kerl, — aber charmant,“ sagte die Trapezkünstlerin, indem sie neben Seitre trat und ihm mit ihrer muskulösen, weißen Hand einen kräftigen Schlag auf die Schulter versetzte.

„Nicht schlagen,“ sagte der junge Mann, der kühl in das lebhafte glühende Gesicht des jungen Mädchens blickte; und während er mit einem etwas blasierten Lächeln die Zigarre beiseite legte, wendete er der Artistin und ihren Scherzen den Rücken und trat an den Schantisch.

„Ein kolossaler Kerl,“ bestätigten alle, die im Kreise zurückgeblieben. Nettchen hatte beiseite gestanden und war der Szene mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt.

Als Seitre das schöne Weib, das eine beherrschende Rolle in dem kleinen Kreise spielte, mit so geringschätzender Gleichgültigkeit abgefertigt hatte, war ihr Interesse für den jungen Mann sofort gestiegen. Es war klar, er stand über allen diesen Leuten, und

es konnte nur ein Beweggrund der Not sein, der ihn zu einem solchen unter seiner Würde stehenden Engagement trieb.

Ihre Voraussetzung wurde bestätigt.

„Es ist wahr,“ hörte sie den Direktor zu seiner Gattin sagen. „Der Mensch sitzt riesig im Dalles. Seine letzte Gage ist ihm von einem Burschen weggepfändet worden, mit dem er sich zu tief in Hazard eingelassen hatte. Er spielt wie eine Katze. — Wenn ers nicht dringend nötig hätte, wär' er nicht zu uns gekommen!“

„Also er spielt,“ dachte Nettchen. „Er verliert Geld wie die vornehmen Männer.“ Ihre Bewunderung vor dem Fremden stieg.

„Mons die Mädels — an die Arbeit!“ rief der Direktor, indem er seine dicke, silberne Uhr hervorzog, die an einer Talmi-Kette hing. „Es ist beschlossen, für den Zeitraum der nächsten Vorstellungen das Logis hier beizubehalten, weils drinnen im Kurort zu teuer ist. Jeder räume sich seine Kammer ein. Das Viehzeug bleibt im Wagen.“

„Frische Luft kann man ihnen wenigstens einmal gönnen,“ sagte Nettchen, die neben Rofi zur Thür hinausschritt. „Die armen Tiere sind seit acht Tagen zusammengedrückt zum Erbarmen. Mein Hahn ist schon ganz tiefsinnig. Ich glaube, daß er es nicht mehr lange macht, und ich mir einen neuen abrichten muß.“

Rofi glitt gleichgiltig über diese Worte hin.

„Was meinen Sie,“ fragte sie, indem sie ihr feines Gältschen wiegte, „ist dieser Seitre nicht famos?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Nettchen kurz.

Aber mit blitzenden Augen maßen sie sich.

Dann verschwand Rofi im Wagen.

Nettchen öffnete die Thür zu dem seitlich am Wagen angebrachten Verschlag, der den Stall darstellte.

Sie ließ ihre Tiere heraus.

Halb erstickt von der Schwüle und Enge des Stalles, die Schnäbel weit aufreißend, und wie verzweifelt mit den Flügeln schlagend, stürzten sie die kleine Hühnerstiege hinunter, in wilder Hast über einander herfollend und stolpernd.

„Arme Dinger!“ sagte Nettchen. Für diese Geschöpfe, die nunmehr den Inhalt, den Zweck und die Karriere ihres Lebens bildeten, fühlte sie herzliche Besorgtheit.

Sie faßte ihren Kleiderrock mit beiden Händen, wehte ihn hin und wieder und trieb auf diese Weise die Tiere vor sich her, einem kleinen Wiesentümpel zu.

„Da, trinkt!“ sagte sie, als sei sie gewiß, daß sie genau verstanden werde.

Die Enten, dieselben, mit denen sie seinerzeit ihren Lehrkursus begonnen hatte, und die noch immer die Sterne ihres Ensembles bildeten, liefen mit ihrem einwärts gerichteten Gange so rasch die glatte Böschung, die zum Wasser führt hinunter, daß es aussah, als müßten sie sich die Beine brechen.

„Aber Du, mein Junge, bleibst hier!“ sagte Nettchen, indem sie den Hahn ergriff, der Miene machte, den gleichen, gefährlichen Weg zu nehmen.

Sie setzte sich ins Ufergras, und drückte das Tier in ihren Schoß, wo es gehoriam wie ein Haushund sitzen blieb.

Vor ihr, im aufgewühlten Sande des Weges, machten es sich die übrigen Mitglieder bequem: der Puter, die Küchlein, die alte Henne, welche allabendlich eine Pistole abzuschließen hatte, und deren Schnabel von der steten Beschäftigung mit dem eisernen Hahn eine gespaltene Form angenommen hatte, was ihr etwas eigentümlich Doppelsinniges gab.

Nettchen stützte den Kopf in die Hand und blickte träumerisch über ihre Schulter hinweg, in den warmen Frühlingstag hinein. Ihr, seit einem Jahr so wechselvolles Leben, zog an ihrem Geiste vorüber.

Was würde die Zukunft bringen?

Und sie sah in Gedanken Bilder voll Farbe und Pracht, menschengefüllte herrliche Theater, in denen hundertarmige Gastkronen brannten, brausende Musik erscholl und man jubelnd applaudierte, während sie selbst inmitten ihrer dressierten Schar in einem rosa-silbernen Phantasiekostüm sich verneigte, und die von Brillanten eingefasste Verdienstmedaille an ihrer Brust funkeln ließ.

Nicht ewig würde sie in dem grünen Wagen von Ort zu Ort ziehen, um auf kleinen, obskuren Bühnen hinter dunklen Kulissen frierend ihre „Nummer“ abzuwarten.

Noch ein paar Monate eifriger Gänge, und ihre geflügelten Zöglinge müßten eine Vollkommenheit erreicht haben, die sie über alle sich produzierenden Kollegen hinwegheben sollte!

Strenge richtete sie den Blick auf den Hahn in ihrem Schoße. Er war der Intelligenteste, aber auch der Widerspännigste von allen. In ihrem Handbuch der Tierdressur, das ihr beim Unterrichts als Leitfaden diente, hatte sie von dem Phänomen eines Hahnes ge-

lesen, mit dem sich im Jahre 54 der Spanier Savanarola dem zivilisierten Publikum präsentiert hatte: Dieses Tier war imstande gewesen, nach der Musik einer Ziehharmonika eine Polka zu tanzen, und zum Schluß die kleine Bäckermütze, die man ihm auf den Ramm gebunden hatte, mit der Kralle des linken Fußes gravitatisch zum Grube herabzuholen.

Warum sollte nicht ihr es gelingen, aus dem ihrem Willen unterworfenen Geschöpfe einen gleichen Wunderhahn zu machen?

Erregt von diesem Gedanken griff sie nach dem Tier und richtete dessen Kopf zu sich auf.

Doch erschrocken hob sie den gefiederten Körper nun völlig zu sich empor.

Der Vogel hatte die Augen verdreht; sein Schnabel stand halb offen. Ein Schütteln ging durch seinen Körper.

„Er stirbt,“ rief Nettchen angstvoll aus.

Sie lief an das Wasser, schöpfte davon in der hohlen Hand, und träufelte dem Tier ein paar Tropfen in den geöffneten Schnabel.

Lechzend schluckte er sie hinunter. Dann schlugen seine Flügel ein-, zweimal krampfhaft empor, gegen die Brust des jungen Mädchens. — Darauf streckte er den Körper, und stieß einen glucksenden Seufzer aus.

Den im Buche des Geschickes vorgezeichneten, neuen Martern hatte er es vorgezogen rechtzeitig auszuweichen. —

Nettchen stand mit trostlosem Blick.

Ihre Thränen stürzten auf das Gefieder ihres Hahnes herab. — Er war die Stütze ihres Repertoires gewesen!

Und sie hatte ihn lieb gehabt!

Sanft drückte sie sein Gefieder, hauchte seine noch warme Brust, seinen Schnabel an.

Ihr war es, als müsse er unter diesen Bemühungen aufwachen, mit den Flügeln flattern, sein gellendes Kikeriki ausstoßen. Aber er that ihr den Gefallen nicht.

„An der Enge dieses Käfigs ist das arme Tier mir zu Grunde gegangen,“ dachte Nettchen, indem ihr Blick voll Abscheu zu dem grünen Wagen hinüberflog.

Dann rief sie das übrige Geflügel herbei, das sich in den verschiedensten Variationen aufs Beste unterhielt, und den toten Freund, den Nettchen auf den Rasen niedergelegt hatte, harmlos schnatternd betrachtete.

„Marsch, daß Ihr hinein kommt,“ rief Nettchen, über die Gleichgiltigkeit der Sippe empört.

Darauf band sie den Hahn in ihr Tuch, nahm ihn wie ein Kind in den Arm, und schritt wieder ins Haus — die traurigste aller Hirtinnen, die je ihre Schar über diese Wiese getrieben hatten. —

Es war Abend und in dem kleinen Kurort wurden die Petroleumlaternen angesteckt.

In der nur lau erhellten Hauptstraße bildeten die zwei Gasflammen, die vor dem Kurhaus brannten, die Glanzpunkte der öffentlichen Beleuchtung.

Um sieben Uhr, in der Dämmerstunde fuhr der grüne Wagen in dem Hofe ein.

Herr Pohl, der Kurdirektor, der das Variété-Ensemble für die nächsten Abende verpflichtet hatte, erschien auf der Hinterterrasse, um der „Gesellschaft“ den Weg zum Bühnenraum anzuweisen.

Die Frauen, die eilig ihre Kleiderbindel und Requisite aus den Verschlägen schafften, mußten, um zu dem kleinen und dunklen Hinterraum der Gartenbühne zu gelangen, an der breiten Kolonnade des Hauses vorbei.

Mit flüchtigen und scheuen Blicken sahen sie zu den sommerlich hell gekleideten Damen hin, die vereinzelt bereits die ersten Plätze füllten.

Diese hellen Federhüte und seidenen Schawls, und lächelnden Gesichter und plaudernden Stimmen verfolgten sie bis in den dunklen Raum, wo sie ihre Vorbereitungen für die Vorstellung zu treffen hatten.

Es war zugig und windig in diesem Raum, feuchtkalt, eine Art Kellerluft. Von dem warmen Frühlingshauch, der die Blätter der Hornbäume fächelte, war hier nichts zu spüren.

Nettchen fror in ihrem hellroten Trikot, der die Brust und die Arme unbedeckt ließ. Sie trug eine Art Pagenkostüm, dazu einen silberbefranzten Dreimaster auf dem Kopf. Aber sowie sie nur die ersten Töne der Orchestermusik vernahm, begann ihr Blut zu prickeln und zu wallen, und von der Depressivität, in der sie sich befand, verschwand der letzte Schatten.

Sie hatte fast den ganzen Nachmittag in thränenreichem Schmerz um dieses Kapitalstück ihres Besitzes, den Hahn, zugebracht.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Die Größe der Meere. Zu welchen achtunggebietenden Zahlen eine Messung der Meere führt, sei hier durch einige Beispiele gegeben. Der große Ozean bedeckt eine Fläche von 68,000,000 Quadratmeilen, der Atlantische 30,000,000, der Indische Ozean, das Nördliche und Südliche Eismeer zusammen 42,000,000 Quadratmeilen. Um den Inhalt des Großen Ozeans in Behälter von je 1 Meile Länge, Breite und Tiefe zu bringen müßte man, wenn jeden Tag ein solcher Wasserbehälter gefüllt würde, 440 Jahre lang arbeiten. Das Gewicht dieser Wassermassen würde 948,000,000,000,000,000 Tonnen betragen. Das Gewicht des Wassers des Atlantischen Ozeans erreicht die stattliche Summe von 325,000,000,000,000,000 Tonnen; jede Seite des Behälters, der ihn aufnehmen sollte, müßte eine Länge von 430 Meilen besitzen. Die Zusammenstellungen der anderen Meere stehen in denselben überraschenden Verhältnissen. Alles Meerwasser würde 2,000,000 Jahre brauchen, um über den Niagarafall zu fließen, und der Behälter, der alle diese Wassermassen fassen könnte, müßte fast 1000 Meilen an jeder Seite messen.

Was ein Vogelwagen leisten kann, erfahren wir aus einer scheinbar zuverlässigen Schilderung von E. Trebeden. Dieser berichtet die wahrscheinlich nur wenigen bekannte Tatsache daß Puten gelegentlich mit Walnüssen gemästet werden, die dem Vogel einfach zwischen den offenen gehaltenen Schnabel geschoben werden, ohne daß die Nusschale vorher zerbrochen wird. Daß die Vögel ein derartiges Kost überhaupt vertragen, kann nur durch die außerordentliche Leistungsfähigkeit ihres Magens erklärt werden. In dem eigentlichen oder Muskelmagen der Vögel sind, wie schon der Name sagt, äußerst kräftige Muskeln vorhanden, deren Wirkung zuweilen auch noch durch die Anwesenheit fester Reibeplatten unterstützt wird, und es muß z. B. einer Pute in der That möglich sein, in ihrem Magen Nüsse zu zerbrechen, wie wir mehrere Nüsse in der Faust zerkleinern können.

Die ungesundeste Stadt der Welt. Mit den Superlativen wird gern etwas Unfug getrieben, denn sie sind schwer zu definieren, und es ist gewöhnlich dem Temperament des einzelnen überlassen, welche Person oder welchen Gegenstand er in einem bestimmten Fall mit einem Superlativ bezeichnen will. Trotzdem spielt die Sucht nach dem Superlativ eine sehr große Rolle auf allen Gebieten, und eine Mitteilung, die unter dem Titel „das größte Schiff der Erde“, „das höchste menschliche Bauwerk“ oder ähnliches in die Welt gesetzt wird, kann immer auf ein erhöhtes Interesse rechnen. Auch die wissenschaftliche Natur ist nicht ganz unabhängig von der Herrschaft des Superlativs, und so bringt der „Progress Medical“ einen Bericht, der von der ungesundesten Stadt der Erde handelt, obgleich auch nicht gerade Beweise dafür erbracht werden, daß nun wirklich kein anderer Platz noch ungesunder ist. Der fragliche Ort ist Amoy, der große chinesische Hafen an der Meerenge von Formosa. Dieser Hafen ist bekanntlich den Fremden geöffnet, deren Niederlassung in jenen bedenklichen Titel nicht unbegriffen sein kann, da sie sich in schöner Lage auf einer Insel befindet. Dagegen spotten die Verhältnisse

in der Chinesenstadt freilich jeder Beschreibung. Die Stadt mag vor etwa 1000 Jahren erbaut sein, und zwar auf einer Begräbnisstätte von ungeheurer Ausdehnung, wo nach ältesten Schätzungen über 5 Millionen Menschen begraben sein müssen. Noch heute kann man in allen Straßen der Stadt, auf den öffentlichen Plätzen und weit hinaus in das freie Feld tausende von Gräbern erkennen, deren Steine so dicht liegen, daß sie fast eine einheitliche, ununterbrochene Fläche von 90 000 Quadratmetern bilden. Und nun kommt das Beste! Die Chinesen machen sich gar nichts daraus, in diesem Boden ihr Trinkwasser zu suchen, das denn auch in einer schlamartigen Flüssigkeit von mephitischem Geruch besteht und einem Europäer schon bei dem bloßen Gedanken, daß ein Mensch sich seiner bedienen könnte, Uebelkeit erregen muß. Es ist danach fast überflüssig, hinzuzufügen, daß Pest und Typhus in Amoy fast niemals verschwinden, und daß die Sterblichkeit eine erschreckend hohe ist.

Von amerikanischen Schnellheiraten erzählt der New Yorker Korrespondent des „Matin“ ein paar merkwürdige Beispiele. Eine amerikanische Ehe ist giltig, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen vor einem Beamten oder einem Prediger „ja“ sagen oder eine Eheurkunde vor Zeugen unterzeichnen. In New York hatte ein Möbelhändler, um Reklame für sich zu machen, einem jungen Paar ein Mobiliar im Werte von 400 Mark angeboten, falls die Eheschließung in seinem Schaufenster vollzogen würde. Ein Friedensrichter führte diese Zeremonie aus, während der Fabrikant Reklameschachteln mit Zuckerwerk unter der Menge verteilen ließ. Zwei Zuschauer, die von dem Schauspiel gerührt waren, hielten den Richter fest, als er aus dem Laden kam, und bat ihn, sie auch zu verheiraten; mit ein paar Worten erklärten sie ihm ihren Fall und begleiteten ihn nach Hause, wo er sie sofort mit einander verheiratete. Geistliche und Beamte haben volle Freiheit, zu verheiraten, wen sie wollen, ob die Betreffenden ihnen bekannt oder unbekannt sind. Die einen fordern allerhand Garantien vom Bräutigam und der Braut; die anderen thun es auch ohne dies. Jeder hat seinen Preis. Kürzlich ließ aber ein Geistlicher in der Nähe von New York folgende Annonce in die Blätter setzen: „Geistlicher, beunruhigt durch die Zahl der Heiraten vor den Friedensrichtern, wird die Paare, wenn nötig, umsonst verbinden. Mitteilungen streng vertraulich an „Donitas“ im Bureau dieser Zeitung.“ Die Leichtigkeit der Eheschließung hat aber einmal auch die Ehre eines jungen Mädchens gerettet. Es war in einem Dorf an der Küste, wo ein junger Mann und ein junges Mädchen aus New York, die mit einander befreundet waren, mit der ganzen Freiheit der amerikanischen Sitten den Tag über im traulichen Beieinander spazieren gegangen waren. Am Abend verpaßten sie aber den letzten Zug zur Stadt. Das junge Mädchen war außer sich: Den Tag über mit einem jungen Manne allein sein, entsprach durchaus der Sitte, aber abends nicht in das Elternhaus zurückkehren, — das war ein Skandal. Ihre Lage schien verzweifelt. „Es giebt nur einen Ausweg,“ sagte der junge Mann, „wir müssen uns vor Anbruch der Nacht verheiraten.“ Sie suchten eiligst einen Friedensrichter oder Pastor. Einige mal wurden sie abgewiesen, aber schließlich rettete sie doch einer vor der Stunde, wo die Schande begonnen hätte.

Unsere Bilder.

Vergebliche Mühe. Liebe zum Handwerk bringt er mit sich, und Zeit hat er auch noch, denn noch sind ihm die Pforten der Schule verschlossen. Vom Dorf, das hinter den Weiden am Fluße liegt, hat er es nicht weit, und so beschleicht er denn, arbeitsfreudig und unternehmungslustig wie er ist, auf Fischfang auszugehen. Die Geräte? . . . Nichts einfacher als dies! Sein kleiner Wagen, den der Vater ihm selbst zurecht gezimmert und den er noch immer leidlich ganz erhalten hat, wird mit einer zerbrochenen halben Glasflasche beladen, unter der man sich wohl mit einiger Phantasie — und die hat er — einen Fischzuber vorstellen kann. Die Flasche wird am Fluß mit Wasser gefüllt und auf den Steg gestellt, von dem aus unser Dube seinen Fischzug zu unternehmen beabsichtigt. Da liegt er denn auch schon auf dem Bauch und sieht noch beim Niederlegen, wie eine Anzahl der begehrten Fische eiligt daboneilen. Doch „sie kommen wieder“, denkt er und wirft sein Netz aus, das heißt, er hält seinen Gut ins Wasser, um zu warten, bis die Entflohenen zurückkehren. Er hat Geduld, und da er sich ganz still verhält, hat er wirklich nach einiger Zeit die Gemüthung, seine Opfer sich wieder nähern zu sehen. Aber o weh — sowie er sie fangen will, sind sie verschwunden, und immer zieht er ihn leer heraus, seinen Gut. Die Flasche mit dem Wasser wird vergebens auf Fische warten, und er wird wieder abziehen, wie er gekommen ist, der kleine Fischer. Nun, auch den Erwachsenen gelingt ja nicht gleich alles, und einst, mit vervollkommneteren Gerätschaften, wird es auch diesem vielleicht beschieden sein, Erfolg zu erzielen.

Die Enthüllung der Gedenktafel für die in China gefallenen Marine-Mannschaften fand vor einiger Zeit in der Kieler Garnisonkirche statt, an welchem Festakt mit daraanschließendem Gottesdienst auch der Kaiser mit seiner Gemahlin teilnahm. Unser Bild zeigt uns Kaiser Wilhelm und die Kaiserin bei ihrem Wiederaustritt aus der Kirche, den Moment, in welchem sie von dem sie an den Wagen begleitenden Marine-Oberpfarrer, der die Weihrede gehalten hatte, in herzlichen Worten Abschied nehmen.

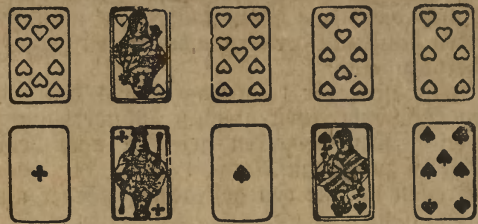
Gemeinnütziges.

Tafellobst aufzubewahren. Zur Versendung und Ueberwinterung von Tafellobst giebt es kein geeigneteres Material als Holz- wolle. Sie wirkt gegen Fäulnis, schützt als schlechter Wärmeleiter vor dem Frost und erhält das Obst frisch. Wer Winteräpfel in gut gefügten, mit Holzwolle ausgefüllten Holzkristen und mit Holzwolle zwischen den einzelnen Früchten und Schichten auf dem Speicher (nicht im Keller) aufbewahrt, hat bis zu Ostern noch schönes Obst.

Gegen die parasitäre Bartflechte bediene man zuerst das Waschen der befallenen Stelle mit warmem Wasser und Schwefel- oder Perubalsamseife. Bleibt dieses wirkungslos, so bestreiche man den Fleck mit Kummereisenschwamm oder Schwefelsalbe (30 Gramm Schweineschmalz, 6 Gramm Schwefelmilch). Zum Abwaschen benutze man Kaliseife.

Nachtsch.

1. Staufgabe.



Vorhand spielt mit obigen Karten Coeur-Solo. Obwohl keine Zehn blank sitzt, bekommen die Gegner nur 18 Augen. Mittelhand wollte mit 33 Augen in der Hand Karo-Solo spielen. Wie sitzen und wie fallen die Karten?

2. Buchstabenrästel.

Streckt nach des Tages Last die Glieder
Du auf die Lagerstätte nieder,
Dann send ich Dir den süßen Schlummer,
Der Dich befreit von Schmerz und Kummer.

Doch wird der Kopf mir abgeschlagen,
So hab in längst vergangnen Tagen
Ich mit der Macht, die zu Gebote
Den Tönnen steht, belebt das Tote.

3. Verwandlungsrästel.

Homer, Truhe, Irene, Meran, Lehre, Diana, Adler, Anger.

Durch Hinzufügen je zweier Buchstaben und Umstellen der vorhandenen Laute ist aus jedem der obigen Wörter ein neues Substantiv zu bilden, und zwar so, daß die mittelsten Buchstaben der gefundenen Wörter einen wichtigen Hafen Ost-Asiens nennen. Die Bedeutung der Worte ist folgende: 1. ehbarer Pilz, 2. Fluß in Asien, 3. deutscher Volksstamm, 4. Vorname, 5. altgermanisches Volk, 6. Stadt in Italien, 7. Raubtier, 8. Fluß in Frankreich.

4. Rästel.

Mit e wirst Du als Trank der Alten kennen
Mit u muß jeder Mann es stets sein eigen nennen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- Das sind die schönsten Pieder, für die kein Wort genügt, um deren zarte Glieder kein Rettgewand sich fgt: Die tief in uns erklingen Und still in uns verwehn Und doch zu denen tringen, Die liebend uns verstein. Julius Sturm.
- Rahel, Riefa, Reime, Baden, Omega, Adler, Biber, Leeds, Gerat, Regen. — Heidelberg.
- Orlan, Oran.
- Eger, Regal, Norben, Sturm, Treue, Robr, Zwein, Eloge, Tasche, Sinn, Gelle, Hammer, Gwalb, Lehre. Ernst Rietchel.

Lustiges.

Der Sonntagsjäger.



Oberförster: „Sie wünschen also eine Anstellung bei uns — was haben Sie denn seither getrieben — was sind Sie?“

Bewerber: „Jäger!“

Oberförster: „Ich meine, an Wochentagen?“

Ein citterendes Herz.

Herr: „Fräulein Aurora wollen ins Bad? Sie sind leidend, und woran, wenn ich fragen darf?“

Weltliche junge Dame (mit zartem Augenaufschlag): „Ach, nur, wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“

Freundlicher Rat.

„Einjähriger, also Sie sind der Verfasser dieses Prologs?“
„Jawohl, Herr General!“
„Was sind Sie denn in Civil?“
„Dichter, Herr General!“
„Na, dann hoffe ich, daß wenigstens ein guter Soldat aus Ihnen wird!“

Feiner Geruch.

Affessor: „Nun, Herr Leutnant, Sie tanzen ja gar nicht mehr mit dem hübschen Hofrats- töchterlein! Was soll denn diese Zurückhaltung?“

Husarenleutnant: „Habe ausspannen müssen — Myrte jerechen!“

Harmonie.

Heiratsvermittler: „Was haben Sie denn an Fräulein Meyer auszusehen?“

Kunde: „Sie hat mir zu große Ohren!“

Vermittler: „Das finde ich nicht — sie hat ja auch großen Mund und große Nase!“

In der Schule.

Behrer: „Malchen, nennen Sie mir einen durchsichtigen Gegenstand.“

Malchen: „Das Schlüsselloch.“

Zarter Wink.

Herr: „Guten Tag, Fräulein Frieda! — Nun, darf ich Ihnen nicht einmal meine Hand reichen?“
— Sie scheinen Sie nicht zu sehen.“

Fräulein: „Was nützt es mir, wenn ich sie nicht behalten kann!“

Entschlossen.

„Ja, es geht nicht länger, Herr Baron, ich prolongiere heut zum letzten Male. Weshalb heiraten Sie nicht?“

„Ein Vierteljahr wird noch gewartet; entweder macht meine Erbtante dann Ernst oder ich!“

Befcheiden.

„Sie sind ja so vergnügt, Frau Meier?“

„Denken Sie dies Glück! Mein Franzl hat blos 5 Jahre Zucht- haus bekommen, und auf zehn Jahre hab ich gerechnet.“

Schmeichelhaft.

Weltliche Jungfrau: „Herr Schulze, was sagen Sie zu meinem neuen Hute . . . wie steht er mir?“

Herr: „Wunderbar! Fräulein sehen aus, wie ein junges Mädchen.“